

**Zeitschrift:** Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur  
**Herausgeber:** Bund Schweizerischer Frauenvereine  
**Band:** 19 (1937)  
**Heft:** 18

**Heft**

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 03.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**



und fahst dich ihnen verbunden und verpflichtet. Sie entsteht sich an der Macht, die heute den vererbenden Vätern — nicht allein mehr den Matrikularien, sondern den durch den Erbfindungsgeiz des bedürftigen Mannes aktiv gebundenen weiteren Fortführungsbedingungen — gegeben ist. Und sie trauert ob der Ohnmacht der mütterlichen Kräfte in einem Zeitalter, das einseitig von männlichen Impulsen aus seine Prägung erfährt. Ist es nicht so?

Wir denken an die zahllosen Opfer, Männer, Frauen, Kinder, die in Spanien durch Bomben zerstört werden, heute — heute — Wir denken auch an die jungen Soldaten ausländischer Mächte, die nicht wissend um ihr Verhängnis, bestimmt werden, Entzogen und Todesangst in Dörfer und Städte eines ihnen fremden Landes zu bringen. — Wir denken, um nur als Beispiel gerade etwas vom Tage zu nehmen, daß heute eine 12jährige Mädchen zur Jugendgericht kommen und zu Quantenzählung verwertet werden kann, (es wurde dann von Danzig nach Dänemark gebracht, um der Strafe zu entgehen), weil es in einem Schlußsatz über Sinn und Bedeutung des Muttertags geschrieben hatte:

„Heute ist Muttertag. Darum sollen wir unsere Mütter ehren. Sie ehren meine Mutter nicht nur als Mutter, sondern an allen Tagen im Jahr. Der Muttertag ist eingetragene, damit die Geschickte nicht verdrängt werden. Man ehrt seine Mutter am besten, indem man gegen den Krieg kämpft, damit die Söhne der Mütter nicht durch Giftgas getötet werden.“

Der Tag der Mütter! Er sei uns ein Tag des Machdens. Ein Tag der Beherrschung der Frage: Wie können wir die mütterlichen Kräfte, die unserem Geschlechte zu eigen sind, besser noch einengen als bisher, um dem Leben zu dienen überall da, wo es ihrer bedarf. Viele Frauen wirken in ihren Familien und erleben voll Dank und Glückseligkeit, daß ihre Mutterkraft lebendig sein darf. Wieder andere erleben ahnungslos in sozialer Arbeit, im Sorgen für „geistige Kinder“, es gibt ihnen noch weiter gelegenen Kreis, der unserer sorgenden und gesunden Kräfte bedarf: das Volk, der Staat. „Verheißenes Leben und Muttertum stehen nicht im Widerspruch. Leben schenken und erhalten heißt nicht Verheißung. Mütterlich wollen heißt nicht, das „geschickte Leben“ ins Kleinbürtliche zu verwandeln. Leben ist immer neu zu erhalten. Den kämpferisch-angewiesenen Kräften des Mannes den Ausgleich zu schaffen. Dieser Ausgleich fehlt heute. Das ist nicht die Schuld Einzelner. Wir sind auf einem weiten und langen Wege. In langsame und immer mehr zielbewusste Arbeit müssen wir unsere Kräfte kennen lernen, üben und schärfen und ihnen den Raum schaffen, damit sie im Kräftefeld der Väter wirksam werden, mitschaffend am Bau einer Gesellschaft, die es lernt, im Frieden zu leben.“

### Ein Staat unter Mutterrecht

Ein englischer Reisender, Robert Foran, hat seinen ein Buch geschrieben „Da die Welt eine Mutter ist“ (Pagan). Er beschreibt an der Welt die Situation in der sehr merkwürdigen Bevölkerung der Vergangenheit, die heute die ältesten Eingeborenen des Archipels betrachtet werden. Von folgenden entnehmen wir aus „Femmes de Demain“, was er über dieses matriarchalische geleitete Staatswesen berichtet:

„Wir finden hier die sehr alte Institution des Mutterrechtes noch heute in vollkommener Form, wie sie sonst nirgendwo mehr erhalten ist. Die Frauen z. B. haben davon nur noch einige Hügel behalten.“

Die soziale Organisation der Vergangenheit, ein Mutter einer forderbaren Einrichtung, nicht ausschließlich auf der verwandtschaftlichen Verbindung der Frauen, sondern was die Erbschaftsangelegenheit als auch die Autorität im täglichen Leben.

Die Häuser sind nach einem einheitlichen Plan gebaut: Ein Haupthaus, dem jeweils verschiedene Flügel angebaut sind, die je nach Bedarf, wenn Dächer sich verkratzen, vergrößert werden. Das Ganze formt eine Sippenstadt, bestehend aus mehreren solcher Hauptkomplexe. Es bilden verschiedene Familien zusammen dann eine Sippe.

Die Kinder, der Mutter zugehörig, sind Eigentum ihrer Sippe, während der Vater für die Sippe ein Fremder bleibt. Ehetrat unter den Vätern der gleichen Sippe ist verboten.

Der Mann kann Haupt einer Sippe oder Vater der Mutter einer Familie werden, wenn er solche Titel erbt durch die mütterliche Verfügung. Er kann aber keinerlei persönliche Entscheidungen treffen, ohne daß ein Familienrat zustimmt, dem alle Männer und Frauen der Sippe nach Erreichung eines gewissen Alters angehören.

Aus eigener Erfahrung berichtet dann der Verfasser des Buches, daß die Männer bei den Menenatagen sehr höflich und anpassend seien, aber viel weniger aktiv als die Frauen, die beinahe alle Arbeit besorgen und denen die Männer eine gewissermaßen zereemonielle Ehrenbeziehung bezeugen.

Das System scheint tatsächlich die Männer nicht gerade zur Initiative zu ermutigen. Aber es ist ein sehr solides System, wie es der Bau der Jahrhunderte bezeugt und mit ihm auch die geliebten Götter der Sippen, die eine Stabilität zeigen, wie sie nirgendwo sonst getroffen wird.

Wichtig ist die größte Wohltat dieses Systems, daß die Prostitution absolut verboten ist. Ein holländischer Beamter, welcher seit langer Zeit diesen Stamm aus großer Nähe kennt, berichtet, daß es ausgeschlossen sei, eine Prostituierte zu finden.

Zeit mehreren Jahrhunderten betonen sich dieses Volk zum mohammedanischen Glauben und die Knaben gehen vom 10. Altersjahre an in einen großen Tempel, wo sie die Sprüche des Koran lesen und schreiben lernen.

### Frauen in Kirchen, Schul- und Armenpflege

„Es, wenn die Rede auf die Mitarbeit der Frau im öffentlichen Leben kommt, wird uns gefragt: „Was ist in Kirchen, Schul- und Armenpflege, da könnte man allesfalls die Frauen mitarbeiten lassen, das sind Gebiete, in denen die Frau zurecht ist, lasse sie aber nur die Hände von der „großen Politik“ weg. Leben wird aber irgendwo eine Parteil oder auch nur bei der Zeit ihrer Waise sein, denn irgend eine Menschenmenge oder auch einzelne einflussreiche Bürger, die sich zum Ziele setzen, den Frauen den Weg in Kirchen, Schul- und Armenpflege frei zu machen. Nein, es müssen schon die Frauen selbst dazu sein, daß ihnen die Möglichkeit, in dieser Form mitzuarbeiten, erschlossen werde. Gätten wir in allen Gemeinden nur etliche Frauen, die nicht zucken wollten, ehe an ihrem Wohnort die Mitarbeit der Frau in diesen Bereichen eingeführt ist, wir wären längst im Amt und Würden.“

In Kirchen- und Schulpflege sind in einigen Kantonen Frauen wählbar, in ganz wenigen Kirchenpflegen, in den nötigsten Fällen ist gerade das — arbeiten sie mit. Der Anfang ist gemacht, wenn die Frauen wahllos in diesen Bereichen tätig sind, wird es nicht werden. Voraussetzung ist natürlich, daß geeignete Frauen dann auch bereit sind, sich zu solchen Ämtern zur Verfügung zu halten.

Wie wichtig und richtig es ist, diese Arbeit zu tun, erkennen wir am besten, wenn wir Einblick bekommen in das Wirken von Frauen, die schon heute solche Arbeit als Kirchen-, Schul- und Armenpflegerinnen tun.

### Eine Kirchengemeinderätin

„Ich gebe uns im folgenden Einblick in ihre Aufgaben.“

„Eine Kirchengemeinderätin über ihre Pflichten“ über Kirchengemeinde und -Verwaltung, Gesetze etc. wissen sollte, ist uns, als vor Jahren die Frauen zum erstenmal in dieses Amt gewählt wurden, in einem Kurs, veranstaltet von der Kirchenkommission des Deutschen Frauenbundes und durchgeführt von Herrn Dr. Hub. von Zabel, erklärt worden. Solche Kurse sollten vor Zeit zu Zeit durchgeführt werden, auch für die Männer.

Als vor 6 Jahren die Frage an mich herantrat, ob ich die Wahl in den Kirchengemeinderat annehmen wollte, ist mir der Entschluß gar nicht leicht gefallen. Ich war mir voll bewußt, eine große Aufgabe zu übernehmen, denn ich glaube doch, daß die Kirchenkommission die Frauen nicht nur der Ehre halber an einer so exponierten Stelle haben wollte, sondern weil sie sich von der

\* Je eine Schul- und eine Armenpflegerin werden demnach bedürftig.

Mitarbeit der Frau in dieser Behörde, eine Reue über die Frau auf religiösem und sozialem Gebiet verdrängen hat. Wenn aber eine Kirchengemeinderätin diese Aufgabe wirklich erfüllen will, so bedingt das viele Verständnis für alle in dieses Gebiet fallende Fragen und viel, sehr viel Zeit und Mühe. Jeder denkt man bei der Wahl zu wenig daran und höchst richtungsgemäß eine Frau in die Behörde, und so kommt es oft vor, daß die Arbeit dann hauptsächlich auf einer oder zweien lastet, weil eben die eine im Beruf steht und die andere sonst keine Zeit hat. — Nicht leicht ist es mir auch geworden, weil man sich öffentlich zu einer Richtung bekennen muß (weshalb man ja innerlich wohl bereits angehöre) und dadurch seine Unabhängigkeit mehr oder weniger aufgibt. Ich glaube, dies fällt uns Frauen viel schwerer als unseren männlichen Kollegen, welche das vom politischen Leben her gewohnt sind. Es ist denn auch schon vorgekommen, daß wir unsere Vorstellungen äußern wollten, wurden wir bei Besprechungen oder Abstimmen etc. unserer Meinungslosigkeit verdächtigt.

Es kommt ja natürlich auch darauf an, welcher Gemeinde man angehört; es gibt solche, in denen alles seinen ruhigen Gang nimmt und nie etwas passiert oder von der Kirchengemeinderätin verlangt wird. Ich bin nun in einer Gemeinde, von welcher man das nicht behaupten kann. Es ist die größte und auch die ärmste Gemeinde der Stadt (25.000 Einwohner), daher die viele soziale Arbeit. Es ist auch politisch eine sehr zersplitterte Gemeinde, was ich leider auch oft kirchenpolitisch auswirkt; da ist es das schwerste, wenn wir bei Besprechungen einig werden, aber es nicht genügt, zu bekennen, daß hier auf dem Boden des Übereinstimmens steht, und dies ist doch in dieser Behörde vorzubringen, auch danach handeln soll und da scheint mir der Geschäftigkeit einer der Hauptpunkte zu sein, auch wenn es uns nicht immer paßt.

Aber ich darf dann auch wieder konstatieren, daß ein reges kirchliches Interesse da ist. Der Kirchendienst ist ein guter und auch dem Abendmahl wird wieder mehr Beachtung geschenkt. Seit einem Jahr wurde auch die Frage des Kirchentages diskutiert; sie hat sich gut für uns Frauen nicht annehmen und die Arbeit physisch eine mühsame. Wir sind aber jetzt 4 Kirchengemeinderätinnen von 13 Ratsmitgliedern. Da nun j. B. an Eltern das Abendmahl 5—6 mal gegeben wird, können wir von unseren Kollegen nicht verlangen, zwei mal das Amt zu versehen und haben uns daher bereit erklärt, so weit es nötig ist, es zu übernehmen. Zwei meiner Kolleginnen haben es bereits getan. In unserer Gemeinde ist ein schönes Verhältnis zwischen Kirchengemeinde und Rätinnen. Wir werden als absolut gleichwertig anerkannt, und unsere Meinung gilt ebenso viel als die der Männer.

Da ich schon früher in der Gemeinde sozial gearbeitet habe, waren mir die meisten sozialen Institutionen nicht fremd, ich war gewöhnt, mit dem Pfarrkollegium in reger Verbindung zu stehen, wußte daher auch, wo ich mich noch mehr einbringen mußte. Das Amt einer Kirchengemeinderätin gibt einem da einen gewissen Rückhalt, man bekommt den Kontakt leichter mit

den Gemeindegliedern. Der Verkehr mit den verschiedenen Kreisen der Bevölkerung ermöglicht es mir sehr oft, unseren Pfarrern Wünsche auszusprechen oder Wünsche zu geben, wo ihr Wunsch erwünscht wäre, was für die Herren wertvoll ist, denn sie haben eine so große Arbeit zu bewältigen, daß es ihnen mit dem besten Willen nicht möglich ist, so viel Besuche zu machen wie möglich. In dieser Beziehung sind sie oft mehr Armenpfleger als Sozialisten. Das ist wohl eines der dringlichsten Probleme, für das wir Kirchengemeinderätinnen uns einengen müssen (die Männer haben da weniger Einblick), es sollten Gemeindegliederinnen da sein, um ihnen bei der Armenpflege zu helfen und sie zu entlasten, daß ihnen die Selbstpflege in vermehrtem Maße ermöglicht ist, denn nicht nur die Beherrigten haben den Selbstpflege nötig. Das Bedürfnis, sich über religiöse Fragen, die einen betreffen, auszuprobieren, ist viel mehr vorhanden, als man glaubt. Solche Probleme geben dann den Kirchengemeinderätinnen ein anderes Geheiß, denn wir Frauen haben uns wohl unter solchen Situationen etwas anderes vorstellt, als es tatsächlich ist. Administrative Fragen haben meistens im Vordergrund, aber ich darf wohl sagen, daß gerade durch uns Frauen an der Arbeit an der Gemeinde, und wir uns dann reger an den Diskussionen beteiligen.

Was nach unserer Wahl in den Kirchengemeinderat haben wir Kirchengemeinderätinnen uns einen Plan gemacht, wie wir die Frauen in der Gemeinde kennen lernen könnten, was wir ihnen bieten, und wie wir sie zur Mitarbeit heranziehen könnten. Zuerst veranfaßten wir religiöse Vorlesungen, welche großen Interesse fanden, denn wir unterrichteten sie über die verschiedenen Arten, wie uns ihre Wünsche äußerten. Schließlich gründeten wir den kirchlichen Frauenbildungsverein. In Kirchengemeinde haben wir zwei in einandergehende Räume, in einem wird gelehrt, gelehrt, gelehrt etc., alte, noch gut brauchbare Kleider, die uns ein wenig von überall zusammengekauft, inandergesetzt usw., im andern Lokal empfangen wir unsere Kunden. Jeden Dienstagmittags schicken uns die Pfarrer Familien, nur Kleider abzuholen oder bei bestellen selbst Leute her: dann wird, so viel wie möglich, ihren Wünschen entsprochen.

Unsere Pfarrerin leitet einen Verein ein, ein Brief für Frauen, welche am Sonntag gern etwas Erbauendes hören. Drei bis vier mal im Winter kommen wir zusammen, und ich freue mich immer, zu sehen, wie gerade diese einfachen Frauen Interesse haben für religiöse Fragen, welche sie für die kommenden Wochen stärken und ein wenig von ihren Sorgen ablenken. Man ist verbunden, wie diese Frauen nach ihrer Gefangenschaft kennen und in religiösen Dingen oft mehr wissen als manche gebildete Frau. — Oft kommt es vor, daß Familien aus Mangel an Baten ihre Kinder nicht taufen lassen. Wir haben eine Liste von Frauen, welche eine solche Taufpflicht übernehmen wollten. Es gibt eine Liste, die wir nach dem Herbst für Unbekannte erwirkt werden.

Auch damit die Kirchentätigkeit wenigstens am Sonntag nachmittags offen bleibt, werden wir einen neuen Vorstoß machen. Arbeit haben wir noch viel vor, es ist noch vieles zu tun. Gott gebe uns Kraft dazu.

### Die Königin von England

„Sie hat ein feines schmales, feines, etwas blaues Gesicht, dunkle Haare und sehr schöne dunkelblaue Augen, aus denen Klugheit und Güte leuchten.“

Es beschreibt sie Käthe Kühler, die 1913 als Knapp 12jährige deutsche Lehrerin zum damals 12jährigen Mädchen „Lady Elisabeth Bowles-Dyon“ berufen wurde, ihre ehemalige Schülerin.

Der anprechenden und interessanten Beschreibung des Willems, in dem die junge Aristokratin, heute Königin von England, aufwuchs, entnehmen wir aus der deutschen Zeitschrift „Die Frau“ die folgenden Schilderungen:

„Ich war damals Knapp 21 Jahre, mehr eine Gefährtin als eine Lehrerin für das zwölfjährige Mädchen, das fast nur mit Erwachsenen lebte und weit über seine Jahre reif und verständlich war. Zunächst mußte ich einmal lernen, alle Mitglieder der Familie richtig anzusprechen, denn hier hieß jeder anders. Der Vater also hieß die Earl of Strathmore, die Dieners-

schaft hieß ihn „Mylord“ an, aber ich mußte sagen: „Vater oder No, Lord Strathmore“. Die Mutter hieß die Countess of Strathmore, der älteste Sohn hieß Lord Glamis nach dem schottischen Stammsitz, die übrigen Brüder waren einfache Mr. Bowles-Dyon, meine Schülerin hieß Lady Elisabeth Bowles-Dyon; beinahe alle trugen den Namen der Königin und schottischen Familien des Hochadels die Kinder den Familiennamen, während der Titel nur auf den ältesten Sohn überging.“

Stimmliche Merkmale der Familie kamen mir so fremdlich entgegen, daß ich bald die erste Scheu und Unbehagen überwinden hatte und mich in dem großen Familienkreis schnell heimlich fühlte.

„... Nur nach meiner Ankunft entwarf ich mit deutscher Gründlichkeit eine Tagesordnung und einen Stundenplan, die beide von Lady Strathmore gutgeheißen wurden. Jeden Morgen von 8—9 gab ich Elisabeth, die sehr musikalisch war, eine Klavierstunde, dann folgte das Frühstück.“

treffen, verabschiedet diese ganz glorie Schillernde Töne wieder in der Dunkelheit der Fächer.

Das ist China.

Seine Schönheit ist bei der alten Dinge, der alten, sorgfältig angeordneten Derrlichkeiten, dem Denken und der Weisheit ganz Generationen von Aristokraten entsprechend. Und so wie jene, die es einst schufen, fällt es selbst jetzt in Trümmern.

Sindere einer hohen grauen Mauer, die nach der Straße zu abwärts ausläuft, findet man, wenn einem der Zugang gestattet wird, den unangenehmsten Hof, den es nur geben kann. Er ist mit großen merkwürdigen Ziegeln gefüllt, die denen die Schritte unglücklich Generationen ihre Weisheit verliehen. Eine wunderbare Fülle kann drei hundert Schritte, inmitten des Gartens befindet sich ein kleiner Teich, in dem Goldfische schwimmen, und auf einer Bank aus gemauertem Stein liegt, wüdevoll und unbeweglich wie ein Buddha, ein in gelbe Gasse gekleideter Greis. Mit feiner Kleidung, falligen Sand und einem in eine lange Pfeife aus Ebenholz mit Silberinschriften. Er hat einen sehr feinen Freund, so wird sich der Greis erheben, sich tief verneigen und ihn mit der vollendetsten Höflichkeit in das Cafézimmer führen. Dort schließt er dann, in einem Zehnfüß mit Überwiegungen liegend, Tee, bewundert die Gängebilder, die Statuetten und die gefüllten Vasen der Derrlichkeiten. Überall Schönheit, wüdevoll und zurückhaltend wie der selbige Greis selbst.

Neulich besuchte ich einen berühmten, modernen chinesischen Maler in seinem Atelier. Es schürzte mir das Herz zusammen, als ich an den Wänden des Studos platzierte Bilder nach europäischem Muster volleren sah, Landschaften, auf denen eine flammende Sonne in den hell gefärbten Wogen eines Ozeans versank, der nichts Chinesisches an sich hatte, Zuhende von Delgenmäden, die die Malweise des Abendlandes kopierten. Aber plötzlich bemerkte ich ein in einem Winkel des Ateliers verdecktes

kleines Aquarell. Es gab eine einfache chinesische Dorfstraße wieder, in den feinen blauen Dunst eines Sommerregens getaucht. Unter einem parkernen Gegenstand die einfache Silhouette eines Spaziergängers, der die Straße entlang schreitet und einen schwanenbein Schatten auf das nasse, glänzende Pflaster wirft.

„Ich wachte mich um und logte, ohne zu zögern: „Das ist das beste von allen, was ich hier gesehen habe.“

Das Gesicht des Malers leuchtete. „Ist das Ihr Ernst? Ich finde nämlich auch, daß dieses Aquarell das beste Stück ist.“

„Ich habe die Straße meines Dorfes gemacht, wo ich die unglückliche Waise sah. Aber“, fügte er mit einem bedauernden Klang in der Stimme hinzu: „Ich habe sie zu meinem Vergnügen gemacht und verfaßt sie daher nicht.“

„Ich habe lange Jahre in China gelebt, in einer ruhigen Landschaft mit zartem Bambus, mit Tempeln, deren Dächer sich in Leiden voller Datteln spiegeln. In einer Landschaft, deren Züge grün und blau waren und auf die im Sommer die Sonne mit fast tropischer Hitze herabschickte.“

„Aber wenn der Sommer vorüber war und die Christen kamen nach kurzem Erholungs abstarben, wurde die Landschaft bis zum nächsten Frühjahr wieder die Erde. Das war eine düstere Farbe an, die die feinsten Säuglinge mit den stärksten Augen nicht sehen konnten.“

„Daher ist auch das Gesicht des heutigen China. Unter der Last unerbittlicher wirtschaftlicher Schwierigkeiten gebeugt, hat das Volk seine Zeit, seine Waise auf eigene Dünge zu richten. Nur der Mensch befähigt sie, weil der Hunger sie zwingt. Aber der Hunger lebt auf die Dauer nicht überleben. Deshalb haben Tausende von Chinesen, die arm wie Igel sind, trotz allem mit aller Macht danach, sich über ihren Stand zu erheben.“

Und das ist ebenfalls die Schönheit Chinas.

### Mutterleid

Von Aduli Kachlin-Burjam.

Man hatte ein eines Nacht verhaftet und fortgeschleppt, ohne zu sagen, warum und wozu. Wolllos erag er sich der Liebermacht, schüttete sein Bündel und legte zum Glück zu seiner alten Mutter: „Meine nicht Mutter, ich komme ja bald wieder ich habe ja nichts verbrochen.“

„Lage, viele schwere Tage vergangen, bis die Mutter endlich erfuhr, wo ihr Sohn sich in Haft befand. Die einzigen Trost in ihrer großen Sorge war ihr Kind waren die kurzen Besuche, die sie ihm einmal in der Woche machen durfte. Sie lebte nur noch für diese fünf bis sechs glücklichen Augenblicke, in denen sie ihren Besizenen sehen und sprechen durfte, was auch die Umgebung, in der es geschah, brechen und schlingelnd. So vergangen Wochen, ohne in das weitere Schicksal des Verhafteten Klarheit zu bringen.“

Eines Tages kam die Mutter, wie immer zur bestimmten Stunde, die gewohnten, kleinen Mädchen in der Hand. Man hatte ihr erlaubt, dem Sohne das was Mutter mitbringen eine schwere Last, die sie für sie ihres Alters anstrengend arbeiten mußte. Aber sie tat es mit Freuden und war glücklich, das Kind, wenn auch nur mit dieser Kleinigkeit, zu sehen zu können, trotzdem sie selbst fast am Verhungern war, nachdem man sie ihres Besizers so grausam beraubt hatte. Wozu sie waren im Gefängnis, man noch ein paar Frauen, denen man die Angst und die Not aus den Augen lesen konnte und zweier Männer, Vater oder Brüder, die gelehnten Hauptes dasaßen und auf den schmerzigen Boden

harrten. Der Raum selbst war erfüllt von diesem unzulässigen Warten, es lautete in jeder Ecke, es schickte sich über den Wänden und schien sich von Minute zu Minute zu steigern. Lautlos, still, herrschte. Man hörte nur vom weiten irgendwo in einem leeren Gang harte Schritte ertönen.

Vom Zeit zu Zeit richtete dieser oder jener der Wartenden einen fast lebenden Blick auf die gefüllte Türe. Nach und nach verschwand sie alle durch die geheimnisvolle Türe, und kam nicht zurück, denn der Wächter hatte der Reihe nach die Folge der Zusammenkünfte mit den Ungehörigen angeordnet. Schließlich blieb das arme Mutter stehen ganz allein. Es war gewohnt, vom Leben hart behandelt zu werden und hatte auch jetzt nicht über diese lange, bellende Wartezeit. Ein paar qualvolle Stunden vergingen. Es kam niemand, es fragte niemand nach ihr.

Da plötzlich wurde die Türe des Nebenraums heftig aufgerissen. Das alte Mutterherz schreckte sich zusammen, heug an und mochte einen Schritt dem Eintretenden entgegen. Der aber hieß sie brutal an: „Was machst du hier? Was willst du noch. Mit?“

„Ich — warte — auf — das Wiedersehen mit meinem Sohn.“

„Wie heißt er denn, dein Sohn?“

„Schön Mikitow.“

„Lebte die schwache, kaum hörbar Antwort. Mikitow? Schön Mikitow? Wie kommt es gleich wieder?“, sprach der Sobat in etwas mildem Zune und verstand. Raum war er fort, wurde die Türe wieder ruckelnd geöffnet und eine rauhe Stimme laut und laut: „Dein Sohn ist tot! Man hat ihn getötet, bereit und heute früh hingetrichtert.“

„Das Weibchen, die wie Kugeln zu Boden, die Frau oder Mutter gekniet dem Verfünder dieser Botschaft ins Gesicht, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben. „Was stark bis mich

... das wir alle alle Weltseiten außer dem Diner (Abendessen) im Familienkreise einnahmen. Um 1/10 begann der eigentliche Unterricht, der außer Deutsch und Französisch, auch die Schulfächer, wie Geographie, Erdkunde, Mathematik, Naturkunde, Rechnen und Nadelarbeit umfaßte. Schon nach Jahresfrist war es mir möglich, meine Schullehrin für ein Examen anzumelden, das "Oxford Vocal Examination" und die glänzend bestand. Es war ein Unterricht, um den mich Lehrer beneiden wird. Elizabeth war hochbegabt, sie hatte sogar nur französisch Erzieherinnen gehabt und sehr wenig gelernt, es war für mich geradezu ein Hochgenuss, eine so hübschbegabte Schullehrin zu unterrichten. Bald sprach sie fließend deutsch, und auf unserer Spaziergängen gab sie immer wieder: "Was sage ich dir von deiner Heimat." Mit ihrem feinen Herzen hatte sie sehr bald gemerkt, daß ich jülicher an Gemütsart litt.

Wir waren beide ehrgeizig, und vor dem Examen arbeitete ich in einem solchen Tempo, daß Elizabeth blaß und schmal wurde. Da gab uns ihre Mutter Einhalt und meinte lächelnd: "Geduld ist wichtiger als Examen." ... Ende Mai beginnt in London die gesellschaftliche Saison, und unter großer Hausmit mit dem Trubel der Feste, die nach London über, wo Lord Strathmore im St. James' Square ein herrliches schloßes Haus besitzt. Nun gingen wir im Hyde-Park spazieren, und Elizabeth mußte mit kritischen Blicken die dort galoppierenden Reiter, die selbst war eine glänzende Reiterin und ritt auf dem Lande die großen Jagden mit. Unser Schulunterricht nahm auch in London seinen wüsten geregelten Verlauf, es kamen noch Tanz- und Balletstunden dazu. Da haben wir Erzieherinnen in langer Reihe aufeinander, während um ihre Schullehrinnen nach den französischen Kommandos eines eines Balletmeisters ziemlich über das Paßwort schwebten.

... Es war für mich ein unbeschreibliches Glück, in diesen großen barockartigen Familienkreis der Strathmores als Mitglied geblüht aufgenommen zu werden. Vom ersten Tage an wurde ich von der Familie, von ihren Freunden und Bekannten mit einer ruhigen und würdigen Höflichkeit behandelt, die mir immer als eine Versicherung erschien, besonders von Seiten der vielen Gäste, die im Hause des Lord Strathmore aus- und eingingen. Ich habe beim Lunch neben Lord Jobery, Lord Carson, Lord Ragby, Lord Hamilton gefessen, und viele andere namhafte Namen könnte ich noch aufzählen, wie freundlich unterhielten sie sich mit der jungen Erzieherin.

Nach einem Ferienaufenthalt in der deutschen Heimat, 1913, erzählt die Verfasserin von ihrer Ankunft an der Dittische Schottlands. ... Ich wurde mit dem Auto abgeholt, und wir fuhrten zur wunderschönen Park dem Schloß zu, das herrlichlich ist ein wahres Märchenhäuschen mit lag. Vor dem Portal standen Lord und Lady Strathmore und begrüßten mich wie eine heimgekehrte Tochter - wie freute ich mich, daß ich nun die schottische Heimat meiner Schullehrin, das herrliche Schloß 1/2 Meilen, kennen lernen durfte. Glamis ist wohl eins der schönsten Schloßer Schottlands, aber es ist auch "One of the most famous haunted homes of Scotland", das Schloß, in dem es am meisten spukt. Kein Wunder, denn es stammt in seinen ältesten Teilen aus dem 10. Jahrhundert, in der feineren Eingangsalle ist noch die Fassade zu sehen, durch welche Macbeth, der Thron von Glamis, kam, um König Duncan zu ermorden.

Gleich am ersten Morgen nach meiner Ankunft führte mich Elizabeth durch das ganze Schloß, aber durch einen Teil des Schloßes, denn es gab etwa 30 Fremdenzimmer. Elizabeth zeigte mir die verschiedenen Hallen und geheimen Treppen, den Brunnen, der sich mitten im Schloß, in der Eingangsalle befindet, und mit geheimem Schauer und stillem Grauen betrat wir die Turmzimmer, in denen es am meisten spukt. In einem gewissen Zimmer soll nachts um 12 Uhr ein kleines Männlein in apfelsüßem Frack erscheinen mit einer Schußbräute voll Köhlen - wie glühend wärmte ich mir, dieses Männlein zu sehen - aber ach, ich habe kein Glück mit Gespenstern. Zwar schief ich dre-

Wächte lang in diesem Zimmer, aber kein Gespenst erschien, nicht einmal die Steckpfeife war mir weggenommen worden, wie es manchen Wächtern ergangen war, die bleich morgens beim Frühstück erschienen und um ein anderes Zimmer bat.

... Wir blieben von August bis Weihnachten in Glamis. Während der Jagd in wimmelndem Schloß von Gästen, wir waren oft zum ersten Frühstück schon dreißig Personen. Aber Elizabeth und ich nahmen nur an den Mahlzeiten teil, und übrigen unterwirft wir ein zurückgezogenes Dasein in unserer Schulzimmer.

In kurz vor Weihnachten fuhr ich dann wieder auf das Gut St. Pauls Walshen kurz, wo wir die Festtage verlebten. Ein echt englisches Weihnachtsfest mit sehr viel Putz, Plumbudding, Mince-pies und Golly, aber ohne den Zauber der deutschen Weihnacht. Ich erzählte meiner Schullehrin auf unseren Spaziergängen davon, und wir malten uns lebhaft aus, wie sie mich später einmal in meiner Heimat besuchen und ein deutsches Weihnachtsfest mit mir feiern würde.

Dann kam das Frühjahr 1914! Draußen grünte und blühte es prächtig, wieder genoss ich die Schönheit des englischen Landes in vollen Zügen. Elizabeth sah sich immer freudiger schafflicher an mich an, und Lady Strathmore entwarf mit uns gemeinsam herrliche Pläne.

Und dann kam der Tag, an dem die Welt aufgedreht wurde durch die Schiffe von Cerarjevo. Als ich morgens in das Frühstückszimmer kam, sah ich verdörnte Gesichter. Lord Strathmore gab mir die "Morning Post". "Vor, stehen Sie, das bedeutet Krieg! Ich konnte und wollte es nicht glauben."

Am 12. Juli 1914 fuhr ich nach Deutschland, um in der Heimat die Silberne Hochzeit meiner Eltern mitzufieren. An der Schwelle des Hauses umarmte mich Lady Strathmore und bat das Paßwort schwebten.

### Herzlichen Dank

den Spenderinnen, die unsere Bitte um Einbindung aller Jahrgänge unseres Blattes entsprochen haben. Wir hatten gute Verwendung für alles. Die Redaktion.

nicht: "Nun versprechen Sie mir, daß Sie zuhause bleiben werden zu mir." Ich schreie es ihr und meiner geliebten Schullehrin - war es doch mein heißer Wunsch, an die Stätte zurückzukehren zu dürfen, wo ich eine so wunderbar befriedigende Arbeit gefunden hatte, Menschen, die mich liebten und mich respektierten, eine Umgebung, in der man sich frei und glücklich fühlen konnte!

Und dann fuhr ich durch den Kanal, von Dover nach Ostende und weiter in meine Heimatstadt Erlangen, und als die vier Wochen meines Urlaubs verstrichen waren, da hatte die ganze Welt ein anderes Aussehen bekommen. Ich selber stand mit der weißen Haube und weißen Schürze als Kriegspflegerin im Rotkreuzlazarett Erlangen, die schöne Lady Hope Doves-Dyot, Schwester von Elizabeth, in der gleichen Tracht im großen Schloßhospital in London, die vier umringelten Wägen meiner Schullehrin hatten sich als Kriegspflegerin gemeldet, ebenso der feierliche pompöse Butler und der Kammerdiener des Lord Strathmore. Elizabeth und ich schrieben uns kurze knappe Briefe, die über das englische Konsulat in Holland befördert wurden.

... Schloß Glamis war während des Krieges als Erholungsheim für Verbundene eingerichtet worden, und die englischen Zeitungen können nicht genug berichten, wie eifrig sich Elizabeth dort an der Pflege der Verwundeten beteiligt hat.

Am Jahre 1922 kam der zweite Sohn des Königs, der junge Herzog von York, nach Glamis, um endlich dieses schloßes Schloss kennen zu lernen, sehr bald wurde die Verlobung des jungen Paars bekannt gegeben, und im nächsten Jahre fand die Hochzeit in der Westminster-Kathedrale in London statt. Zwei Töchter hat Elizabeth ihrem Gatten geschenkt, die älteste heißt auch Elizabeth, die jüngere Margaret Hope. Wenn kein Sohn mehr geboren wird, so wird die kleine Elizabeth dementals als Erbin der Krone des Britischen Reiches den Thron bestiegen. Möge sie von ihrer Mutter nicht nur die Klugheit, sondern auch das warme, liebevolle Herz, die Güte und Offenheit geerbt haben! Schon heute ist das fröhliche Kind Elizabeth der Verlobung des englischen Königs, das ich gern daran erinnere, daß die Kaiserinwitwe der Königin Elizabeth und der Königin Viktoria Glanzzeiten der englischen Geschichte waren."

ein paar tiefe Atemzüge, als wollte sie sich das Meistgehörte noch stärker einprägen. Die grimmige Kälte führte sie nicht trotz ihrer armen Kleider. Als sie die Augen wieder öffnete, da erst erkannte sie die ganze Pracht des Winterabends. Ihr Blick blieb am Himmel haften. "Gott, - mein Gott!", flüsternte die weißen Lippen, "warum - was ist das - verlassen und ...". Weiter kam sie nicht, sie stützte sich, wie die Kräfte zu verlassen drohten, sie aber durfte nicht länger an diesem Ort des Schreckens verweilen. Langsam, ganz langsam, schwebten, mühen Schrittes ging sie über den hinteren, gläsernen Schenkel, dem Tore zu, das sie ins weiche Bett zurückzuführen ließ.

Der junge Wachschobal schaute ihr traurig nach bis ihre Nummerrolle, geübte Gehalt im Gemüht der Großstadt sich verlor. Er dachte an seine Mutter, weit, weit im Heimatort.

### Junge Mädchen

Sie neumen Mädchen von der Puppenszeit Und flüsten weg vom frohen Spiel Halb tändelnd, halb im Ernst Auf ihres Weibchens fernes Ziel. Dann, unter lieben dummen Fragen Entgleiten sie den Kindertagen, Und die kleinen Mädchen stets bereit. Doch dumpfe Ahnung packt sie schon manchmal Zum herben Strich nach ihrer Lippen weiches Rund Das Lachen, wie vor erster letter Qual Entflicht im jugendlichen Mund ... Eugen Steiger

## Der Generalversammlung in St. Gallen zum Gruß

Ein herzlich Willkommen entbieten wir heute allen Gästen und Delegierten, die der Einladung in den feinen Sälen unseres Landes Hofes gelistet haben! Der warme Empfang an ererbter Gastfreundschaft wird sie schnell die Mühsale der zweiten Reise vergessen lassen.

Ganz besonders freuen wir uns, gleichzeitig mit der heutigen Generalversammlung der 25. Geburtstag der Union für Frauenbestrebungen von St. Gallen feiern zu dürfen. Wir gratulieren unserer Sektion von Herzen, daß sie diesen Feiertag erlebt und auf ernste, zielbewußte Arbeit während dieser langjährigen Bestehens zurückblicken darf. Wir danken ihr als Generalvorstand für ihre lokale und anregende Mitarbeit in der schönen, und wir danken ihr vor allem für ihre an die große Schweizerische ergangene Einladung, heute mit ihr zu feiern und unseren festen Willen zu gemeinsamer Arbeit neu zu bekräften.

Der 9. Mai ist der sog. schweizerische Muttertag, wo Jung und Alt der Mutter in Ehren gebührt und vielfach durch ein sichtbares Zeichen die Dankbarkeit und Anerkennung zum Ausdruck bringt, die der Mutterpflicht gebührt.

Nach ihr haben heute Dankpflichten zu erfüllen, nicht nur persönliche gegen unsere liebevolle Mutter, aber auch in Ehrfurcht gedenken, sondern auch als Verband wollen wir der geliebten Mutter danken.

### Was sagt die Leserin?

#### Zum Postulat „Recht auf Arbeit“

sind uns verschiedene Zuschriften gesandt worden. Sie sollen ganz oder zum Teil als persönliche Meinungsäußerung unserer Lesern, für die wir ihnen Dank wissen, veröffentlicht werden. Nr. 1.

Im „Schweizer Frauenblatt“ vom 30. April erschien ein bemerkenswerter Artikel unter dem Titel: „Ist das Recht auf Arbeit ein Frauenpostulat? In der Schlussfolgerung warnt die Autorin vor dem Gebrauch dieses Wortes, da es heute vielfach zu Mißverständnissen Anlaß gibt. Sie möchte es abgeändert wissen in „Freien Zutritt zu allen Berufen und freien Berufsausübung zu gleichen Bedingungen wie der Mann sie hat.“ Im Nachwort läßt die Redaktion des Frauenblattes die Bereitschaft an, dazu Stellung zu nehmen. Ich will es im Nachfolgenden versuchen, obgleich es schwer hält, einem so vielfach gestellten Problem in bündiger Form gerecht zu werden.

Wir scheitert es vor allem nötig, zu vermeiden, daß wir einander vorbereiten. Ein vielgebrauchtes Schlagwort wie das „Recht auf Arbeit“ muß nach zwei Seiten hin betrachtet werden, einmal auf seine historische Bedeutung, das ist die Einforderung des erwählten Artikels in Harter Weize, andererseits aber auf die psychologische Wirkung in einem gewissen Maß eine Umwälzung, ein Schicksal. So ein Wort wird geboren in schicksalsträchtiger Stunde, drängt sich hierher auf, geht von Mund zu Mund, wird allgemein, verliert aber mit der Zeit die ursprüngliche Justiz, wird mißbraucht, wird gebraucht und macht einen neuen Platz. So geht es mit dem Postulat: Recht auf Arbeit - und manchen andern ein für wertvollen Grundgedanken der 1848er Revolution.

Es ist menschlich begrifflich, wirtschaftlich aber eher kindlich, auf Recht auf Arbeit in einer Zeit wirtschaftlichen Tiefstandes zu pochen und gar zu verlangen, der Staat müsse dies unter allen Umständen gewährleisten, wenn er selber die Mittel dazu nicht hat. Und dann noch die andere Frage: Auf in Licht, wie es sich im allgemeinen Gebrauche niemand beherrscht es der Praktikabilität, von morgen früh bis abends an der Maschine in nebenverdienenden Betriebe zu arbeiten, was die Kräfte hergeben müßten, während sie so gerne ihren Kindern und dem Gatten ein freundliches Heim schaffen und den Haushalt in Ordnung halten wollte. Damit eine Familie nicht erlöschen kann? - Wenn eine große Anzahl erwerbsfähiger Frauen lieber zu Hause bleiben, deutet dies darauf, daß sie keineswegs freiwillig vom Recht auf Arbeit Gebrauch machen, sondern nur unter dem Druck wirtschaftlicher Not.

Den Anspruch auf berufliche Betätigung erhebt nur eine ganz bestimmte Kategorie von Frauen, die meistens aus dem Büreau- und Handwerkerstande und eine bestimmte berufliche Fähigkeit und Ausbildung mitbringen. Sie sind heute oft tüchtige Arbeitskräfte und werden deshalb oft als gefährliche Konkurrentinnen vom Manne bekämpft. - Diesen Frauen ist die berufliche Arbeit nicht ein auswegloses Müß, sondern vielmehr der einzige Weg, nicht nur berufliche, sondern auch menschliche Kräfte zu betätigen, die in einem kleinen Haushalt doch liegen müssen. Diese Frauen werden immer und auch unter ungünstigsten Verhältnissen für freie Berufsausübung.

Merken Sie sich, wie die Verfasserin des genannten Artikels über das Postulat „Recht auf Arbeit“ das Wort Freiheit besonders in Zusammenhang mit dem Postulat gebracht hat, besonders wegen ihrer Wirkung auf die zahlreich arbeitende und äußerst aggressive Jungmannschaft, die sie, - zwar sehr zu Unrecht, - als Provokation auffaßt. Eine vorsichtiger Formulierung wäre nichts als taktische Klugheit und würde keineswegs der guten Sache schaden. Wenn wir das Wort: taktische Klugheit - ausprechen, so mügen wir den einen oder andern misstrauen. Sei es drum! Wer im Erwerbsebenen steht, kommt mit ihr eher vom Fiekt als mit der Verheerung der schloßnen Prinzipien.

In diesem Zusammenhang gelaute ich mir, den Nachfolgenden eine freie Berufsausübung zu wünschen. In diesem Zusammenhang gelaute ich mir, den Nachfolgenden eine freie Berufsausübung zu wünschen.

fügen Urheberrinnen unserer Bewegung nicht bringen. Ich meine jene Fortschrittlerinnen, die kein Opfer und keine Mühe scheuen haben, um der kommenden Generation bessere Lebens- und Arbeitsbedingungen zu sichern, als ihnen selbst zugeteilt waren. Zu wenig würdigen sie sich selbst und die nach uns heranwachsende Generation die selbstlose Aufgabe und Leistung dieser Mütter unserer Frauenbewegung, denen vor doch die Befreiung der heutigen Frau von so vielen Vorurteilen und Hindernissen in der Entwicklung bedankten.

Zum Schluß noch eine bescheidene Anregung an die Adressierten: Die Tagungen in Bern und in den Kantonen: Wie wäre es, wenn auch sie einmal Muttertag feiern, und der Schweizerfrau als sichtbares Zeichen der Anerkennung ihrer staatsverdienenden Funktion, ihrer wirtschaftlichen und geistlichen Leistungen zum normalen Mitbürgerrecht in ihrem eigenen Staatsbauseite verbleiben würden!

Wächte uns die Tagung in St. Gallen einen Schritt näher zu dieser wahren Volksgemeinschaft bringen!

M. Leuch, Präsidentin des schweiz. Verbandes für Frauenstimmrecht.

Saujanne, den 2. Mai 1937.

Als ideales Postulat lasse ich es gelten. Als praktisches Postulat fichte ich es entschieden an. Nur ein Mensch, der vom schonungslosen Existenzkampf nichts weiß, - oder der gefühllos die Frau den Weg zur Berufsarbeit wegbauen will, kann dies unter den heutigen Verhältnissen fordern.

Zugegeben, es ist nicht recht, daß wir Frauen sehr oft zu unglücklicher Bedingungen intensiver Arbeit leisten müssen als der Mann - aber wenn wir gleich günstige Bedingungen verlangen, wie der Mann sie hat, würden wir aus der Konkurrenz ausgeschlossen werden. Wir haben die Aufgabe vor uns, die wir nicht aufgibt. - Wir werden nur geduldet, weil wir mehr und billiger arbeiten als der Mann. Ich weiß, ererbte Gegner der Frauenberufstätigkeit, welche uns mit einem verborgenen Schloßschlüssel rufen: Verlangt nur gleiche Bezahlung wie der Mann sie hat. Mit andern Worten heißt das: Handelt nur recht unfähig, ihr fliegt dann sofort hinaus! Würde auf gleichem Wege für die Frauen gleiche Bezahlung gefordert wie für den Mann, dann würden zahlreiche Frauen auf die Straße gestellt. Die Forderung, Recht auf Arbeit zu gleichen Bedingungen wie der Mann, aufzulegen, heißt also, allen Frauen die besten im Erwerbsleben lassen und unsere mühsam erworbenen Positionen verteidigen müssen, bedenkenlos beschleunigen Angriffen aussetzen - und den Jungen unter uns, die sich ihren Weg erst bahnen müssen, den Zugang zur Berufsarbeit ganz wegbauen.

Die Erfahrung spricht für vermehrte Vorsicht. Sie ist der härteste, aber der beste Lehrmeister. Es können ja wieder bessere Zeiten kommen, wo günstigere Bedingungen postuliert werden können. Die Hauptsache ist, daß wir in den schlimmsten Zeiten durchhalten. Klugheit und Geduld vermögen mehr als tüchtige Berufe, die man selber doch nicht die Kraft hat durchzusetzen. Es würde mich freuen, die Meinungen anderer Frauen zu erfahren, die selber im Erwerbsebenen stehen. Dr. Elsa Rüsch.

2. Wenn Recht auf Arbeit auf einer Seite steht, wie das Recht auf Brot, auf Verdienst, auf Leben, dann ist es kein Frauenpostulat, sondern eine notwendige Forderung der Selbsthaltung, die Forderung eines jeden arbeitsfähigen Menschen, nenne er sich nun Mann oder Frau.

Aus dem Leitartikel von Dr. 17 des „Schweizer Frauenblatt“ haben wir anhand geschichtlicher Tatsachen gesehen, daß obiges Postulat schon verschiedentlich aufgestellt worden ist, ja, daß es sogar, vorübergehend, in die Staatsverfassung eines Landes aufgenommen wurde, weil man dadurch Quellen des Glückes und des Friedens innerhalb des Reiches erschließen zu können vermeinte. Die Ereignisse belehren aber, daß die Durchsetzung eines solchen Rechtes, die normalen Verhältnisse eines Staates gefährdet. Die tatsächlichen Bedingungen sind eben das Entscheidende. Wer darum die tatsächlichen Bedingungen außer acht läßt, beschreitet weder den Weg des Wohlergehens, noch den des Friedens für das Volk, weil die Ideen in ihrer äußersten Konsequenz sich selten verwirklichen lassen. Alles Recht in der Welt ist nicht geschenkt, sondern je und je erstritten worden.

Nicht an alle tritt die Forderung des Rechtes auf Arbeit in gleicher Weise heran. Ohne Anstoß verläuft das Leben Tausender von Männern und Frauen, die nicht kämpfen müssen, die zu den Schicksalen gehören oder dem Paradies zu zuführen, daß Arbeit genug vorhanden ist, ja, daß diese an allen Ecken und Enden herumliegt, wenn man sie nur wollen will. Jene Leute vergessen in ihrer Selbstheit, daß ihre oberflächliche Rede zur rauhen Wirklichkeit wenig stimmt, mit dem Ruf nach dem Recht auf Arbeit will man sich in den Genuß des Wohlens setzen und nicht bloß der Arbeit; denn Lohn bedeutet tägliches Brot und tägliches Brot heißt leben können.

Der Beruf oder der Berufsbezug enthält für jeden, der tüchtig ist, eine Anweisung auf ausreichendes Brot. Das Grundbedürfnis des Staates ist niemand gerne. Besser als die Forderung:



HERRLICHES BLUMEN AM THURNESIE P 1169 Y Genießen Sie jetzt ruhige Tage im gepflegten, alkoholfreien Hotel SEHOFF in HILFERINGEN. Pension 8-11 Fr. Tel. 92.26

to an? Tot ist dein Sohn, verflucht du, tot, tot, wirft ihn nie mehr sehen, er kommt nie wieder! Die Worte fliegen wie Pfeile auf das Haupt der Mutter. Nur das Wort „tot“ blieb in ihrer wunden Seele haften und ließ sie nicht mehr los. Ihr Einziges, ihr Alles, ihr Bastien! tot! Von fremden Händen hingerichtet! „Warum, mein Gott, warum?“ flüsternte sie stöhnend, leiser weinernd, und faltete die Hände wie zum Gebet. Tränen rollten über ihr durchdrücktes Gesicht, sie drohte zusammenzubrechen unter der Wucht dieses Schicksals. „Sie werden keine Tränen und Klagen geduldet! Wacht, daß du weiter kommst! Führe der Mann sie nach an. Sie erhob sich, ließ stehen, ohne sich rühren zu können, sie wollte in Raum, wo sie war. Da packte der Mann sie hart an ihren beiden Schultern und schob sie hinaus auf die Treppe, indem er mit lautem Krachen die Türe von innen verriegelte.

Wieder verlassen, ein armes, elendes Menschenkind fand sie nun da, mit stütten Rücken und leuchte sich an die Brüstung der Treppe, die allerletzte, schwache Kraft zusammennehmend, um nicht umzufallen. Ein Beamter kam die Treppe herauf und meinte streng, das Treppengeländer sei nicht für Weiber bestimmt. Eine ein Wort zu erwidern, wankten die Schritte, sich mühsam am Geländer festhaltend, ohne für Stufe, trampelnd, den ganzen Körper anspannend, fast atemlos, die Seele zerschunden, nur einzig das ein Wort in sich tragend: „Tot! Tot! ging sie dem Ausgang zu. Mit größter Mühe erreichte sie den Gartenschloß.

Es war ein kalter Wintertag mit frostigem blauen Himmel, herrlichem Sonnenschein und eisigem Nordwind. Gebendet vom starken Licht blieb sie stehen, schloß für kurze Augenblicke die Augen und machte

